

## **Eine Idee pro Woche**

Vorlesung vor Studierenden auf Lehramt  
in der Reihe „Poesie und Poetik“  
Halle (Saale), 15. Dezember 2014  
von Thilo Reffert

Meine sehr geehrte Damen und Herren,

seit ich diese Einladung erhielt, frage ich mich, was kann ich, Thilo Reffert, beitragen zu „Poesie und Poetik“? Habe ich eine Poetik? Ist das, was ich schreibe, poetisch? Möchte ich über die Poesie und / oder die Poetik anderer Schriftsteller reden? Haben die eine?

Dazu kommt in unserem Internetzeitalter, dass 1.) alle Vorlesungen vergangener Jahre im Archiv von „Poesie und Poetik“ nachzulesen sind – und da finde ich Namen wie Paul Maar und Hans Joachim Gelberg – und dass 2.) jedes Wort, das ich hier spreche, im gleichen Archiv für immer nachzulesen sein wird. Eine schreckliche Vorstellung und ich überlege ersthaft, ob ich nicht eine zweite Version dieser Vorlesung speziell für dieses Archiv schreiben sollte.

Drittens beschäftigte mich seit der Einladung die Frage, was meine Gedanken über „Poesie und Poetik“ mit Ihnen und Ihrem Berufs- ja, soll ich sagen -wunsch? Ihrer Berufsabsicht? Ihrem Schicksal zu tun haben? Meine Frau ist Lehrerin an einer Grundschule, ich selbst habe 2008 als Lehrer an einer Grundschule gearbeitet, Sie dürfen mir glauben: Ich weiß, wie viel Poesie und Poetik in einen durchschnittlichen Grundschullehrertrag hineinpasst.

Ich bin dennoch überzeugt davon, dass Sie dabei sind, den zweitschönsten Beruf der Welt ergreifen. Den schönsten – klar – habe ich. Aber sie haben den wichtigeren. Den zweitschönsten und zugleich wichtigsten Beruf der Welt: Lehrer. Ich komme darauf zurück.

Ich habe auch überlegt, Ihnen eine Brandrede wider die „Elternliteratur“ zu halten, diese um sich greifende Unter- und im Grunde Unart von Kinder- und Jugendliteratur, in der zwar Kinder oder Jugendliche vorkommen, aber nur als Spielball und Spiegel der Probleme ihrer Eltern, als da wären Scheidung, Arbeitslosigkeit, Krebs, Unfalltod, Demenz, Wirtschaftskrise, Kriminalität und, natürlich, die Bildungsmisere. All diese Probleme haben Erwachsene verursacht und Erwachsene müssen sie auf erwachsene Weise lösen. Kinder erleiden diese Probleme, sie können sie nicht lösen, auch in der Literatur nicht. Dennoch verfallen immer wieder Schriftsteller auf die Idee, solchen Erwachsenen zu ihren Problem noch ein Kind dazuzugeben – sie zu Eltern zu machen –, und schon wird aus dem drögen Gejammer über die Schlechtigkeit der Welt ein gutgemeintes Kinderbuch, „das die Augen nicht vor der Welt verschließt.“ Solche Bücher nenne ich Elternliteratur und ich fordere ihre Abschaffung.

Wenn Sie den Verdacht haben, auf ein Stück Elternliteratur gestoßen zu sein, wenden Sie den Bechdel-Test an. Er erschien, nach meinen Recherchen, 1985 in einem „Dykes to watch out for“-Comic von Alison Bechdel. Wenn man diesen Test für Kinder- und Jugendliteratur abwandelt, gäbe es drei grundlegende Anforderungen: Es kommt 1.) mehr als ein Kind vor. 2.) reden diese Kinder miteinander und 3.) über etwas anderes als Erwachsene. Probieren Sie's aus.

Jetzt habe ich natürlich doch ein paar Worte gegen die Elternliteratur gesagt. Ich weiß, es ist immer einfacher, gegen etwas zu sein. Es ist einfacher, gegen eine bestimmte Art Poesie oder Poetik zu sein, als selber eine zu entwickeln. Um mir, dem Autor Reffert, gerecht zu werden, müsste diese Vorlesung nicht „Poesie und Poetik“, sondern „Handwerk und Fleiß“ heißen. Natürlich, niemand

ohne Begabung wird Schriftsteller. Aber von dieser sogenannten Begabung, Sie können es auch Talent nennen oder Inspiration, reicht ein einziger Funke, der Rest, meine Damen und Herren, ist Arbeit. Arbeit im schönsten Beruf der Welt, aber Arbeit. Arbeit, für die man sein Handwerk verstehen muss und Fleiß braucht, dann reicht auch eine Idee pro Woche.

Ich will Ihnen beweisen, dass das mindestens für mich gilt. Werfen wir einfach gemeinsam einen Blick auf meine letzte Woche. Ich verspreche Ihnen, diese Wochenschau eines Autors so ehrlich und umfassend wie irgend möglich zu gestalten, unter Auslassung wirklich nur der steuer- und strafrechtlich relevanten Aspekte meines Lebens.

Fangen wir heute also vor einer Woche an, am Montag, dem 8. Dezember. Aufstehen um sechs Uhr. Ich kenne sonst keinen Autor, der um sechs Uhr aufsteht, aber ich kenne auch keinen Autor, der für vier Personen, die um sieben Uhr das Haus verlassen, die Frühstücksdosen füllen muss, ein Umstand, der sich – wie Sie noch sehen werden – ziemlich unvermittelt in meinem Schreiben niederschlägt. An diesem Montag waren es freilich nur zwei Frühstücksdosen, denn unsere mittlere Tochter hatte die ganze Nacht versucht, einen Weihnachtsmarktbesuch zu verdauen – ohne Erfolg. Oder sollte ich sagen: im Gegenteil. Wie auch immer, an diesem Montag musste meine Frau mit ihr zu Hause bleiben, denn ich musste um 8 Uhr nach Zeuthen, um in der dortigen Bibliothek zwei Lesungen zu machen, um 9 Uhr und halb 11.

Ich las dort aus meinem neuesten, meinem dritten Kinderbuch, „Goldgören“. Lesungen sind für mich – und für viele Kinder- und Jugendbuchautoren – praktisch der einzige Weg, mit einem Buch wenigstens etwas Geld zu verdienen. Deshalb sind Einladungen zu Lesungen so gut wie unausschlagbar. Lesungstage sind aber auch verlorene Tage. Ich kann nichts oder nur wenig schreiben, denn meine Schreibzeit geht für das Lesen drauf, oft ist der Fahrzeiten wegen auch der gesamte Tag weg. Immerhin sind es, wenn man Glück hat, zwei Lesungen und dann verdient man ungefähr soviel, wie der Verband der Schriftsteller VS für eine „richtige“ Lesung empfiehlt: „Der VS empfiehlt, dass Autorinnen/Autoren für eine Lesung mit anschließender Diskussion ein Honorar in Höhe von 300 Euro (Regelhonorar) erhalten.“

Natürlich sind die Lesungen auch Begegnungen. Ich würde nicht so weit gehen, von Aura zu sprechen, obwohl eine Reformulierung von Walter Benjamins Schrift möglich wäre, etwa: „Die Kinderbuchlesung im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit“. Also mit oder ohne Aura, der Autor ist als Schöpfer der Geschichte und als Beteiligter an der Herstellung des Buches umfassend auskunftsfähig und er kann, wenn es gut geht, seine Begeisterung für sein eigenes, aber auch für andere Bücher, für Geschichten ganz allgemein und besonders für das Lesen von Geschichten an die Kinder vermitteln. Das nennt man dann Leseförderung und es ist ein Grund dafür, warum ein Gutteil der Kinderlesungshonorare aus Fördertöpfen fließt.

Ich könnte übrigens eine eigene Vorlesung „Wider die Leseförderung!“ halten und darin lang und bündig darlegen, warum die Leseförderung, wie sie derzeit und überwiegend gehandhabt wird, unproduktiv, ja sogar kontraproduktiv ist. Die Kinder- und Jugendliteratur lässt sich viel zu oft einspannen und knechten für den Götzendienst an einem sprachlichen Ungetüm namens sinnentnehmendes Lesen. Ich plädiere dagegen! Ich plädiere für ein genießendes Lesen.

Denn ich schreibe nicht für Kinder, damit sie Textaufgaben in Mathe schneller verstehen. Oder damit sie aus Texten über Pinguinen schneller die angeblich relevanten Informationen extrahieren. Ich schreibe, um Kinder stark zu machen, um sie frech zu machen, widerständig und eigensinnig. Ich schreibe, damit Kinder merken: Der Kopf ist rund! Das Denken kann die Richtung wechseln! Ich schreibe, um sie zu unterhalten und zum Lachen zu bringen, denn Lachen ist immer eine gute

Haltung gegenüber der Welt, der Macht und dem Universum. Und dafür muss ich ihnen meine Begeisterung und mein Engagement vermitteln. Ich komme am Ende dieser Wochenschau noch einmal auf dieses Moment zurück: Die Begeisterung qua Ansteckung.

Vorläufig stehen wir mit der Autoren-Wochenschau noch am Anfang, genauer vor dem Montagnachmittag. Der Nachmittag war für einen Vorlesewettbewerb reserviert, ich war Teil der Jury. Bei einem Vorlesewettbewerb lesen Kinder, die gut vorlesen können, anderen Kindern, die auch gut vorlesen können, etwas vor und hoffen, dass sie es am besten machen, denn dann vertreten sie die Schule auf der Regionalebene, die Regionalebene auf der Bezirksebene usw., schließlich treffen sich in Frankfurt am Main alle Landessieger, um den bundesbesten Vorleser zu ermitteln. Das Verfahren lässt ein bisschen an die unseligen Casting-Shows denken, aber nein, den Vorlesewettbewerb gibt es schon sehr lange. Bodo Sengebusch hieß 1960 der erste Sieger, er kam aus Berlin und ist heute Lehrer – für Mathe und Physik. Sie sehen, der Vorlesewettbewerb schadet zumindest nicht. Was er nützt und wem, das halte ich für eine offene Frage; sie wäre in der oben angedrohten Vorlesung zu beantworten.

Zurück zum Montag. Gegen 19 Uhr war ich zu Hause. Abends wollte ich darüber nachdenken, was ich in der „Poesie und Poetik“-Vorlesung sagen kann, aber ich kam nicht dazu, denn war der erste normale Abend, seit ich am Donnerstag der Vorwoche nach Frankfurt zu einem Autorenforum des Kinder- und Jugendtheaters gereist war. Und ein normaler Abend bedeutet, dass meine Frau und ich uns unterhalten, dass wir uns etwas vorjubeln oder zusammenjammern von unseren jeweiligen Berufen, Sie wissen schon, dem schönsten und dem zweitschönsten.

Am Dienstag ging es unserer magenkranken mittleren Tochter schon wieder besser, sie blieb dennoch zu Hause, kein Problem an diesem Tag, denn ich arbeitete zu Hause. Ich musste eine Kindergeschichte beenden, die ich – tja, leider – noch nicht einmal angefangen hatte. Wobei, auch wenn es verwirrend ist: Sie war im Grunde fertig – im Kopf. Die Idee dazu hatte ich zwei, drei Wochen zuvor gehabt, war aber bisher nicht zum Aufschreiben gekommen. Und der Termin rückte immer weiter weg, er lag nämlich in der Vergangenheit. Ich hätte die Geschichte Anfang Dezember abgeben sollen.

Dieser Dienstag, eine Woche nach dem Termin, war die letzte Gelegenheit, vor Weihnachten wenigstens anzufangen. Ich saß, wie immer, kurz nach sieben Uhr an meinem Schreibtisch, vor dem Bildschirm, die Hände auf der Tastatur: asdf jklö, Sie wissen schon, die zehn-Finger-Grundstellung. Es ist ein Moment, der gar nicht nach Arbeit aussieht, die Hände ruhen, der Kaffee dampft, der aber – aus meiner Sicht und Empfindung – am ehesten dem Hochfahren eines Kraftwerks gleicht. Die Geschichte ist im Kopf, wie die Energie im Uran oder in der Kohle. Aber jetzt muss man sie rausholen, um Strom daraus zu machen, den Strom der Erzählung, wenn Sie so wollen.

Das nächste Bild bitte, das AKW Biblis, schauen Sie nur, wie gefährlich das aussieht! Und tatsächlich ist das Verwandeln von angereichertem Uran in Elektroenergie ähnlich wie das Verwandeln einer angereicherten Idee in eine Geschichte ein heikler Vorgang. Hält man sich zu sehr an den Plan, wird es langweilig (der Reaktor wird kalt), weicht man zu sehr ab vom Plan, verliert man die Kontrolle (Kernschmelze) und wenn man Pech hat, fliegt einem die ganze Idee um die Ohren (Super-GAU).

Die Idee, die Wochen zuvor gehabt hatte, bestand darin, den Alltag eines Kindes aus der Perspektive seiner Frühstücksdose zu erzählen. Zu den alltäglichen Begebenheiten, die die Kinder wiedererkennen, würden außergewöhnliche Erlebnisse kommen, die nur eine Frühstücksdose haben kann – eine Nacht im Kühlschrank etwa. Zugleich würde der hohe Ton einer quasi-amtlichen

Autobiographie mit der albernen Vorstellung einer denkenden, ja einer schreibenden Frühstücksdose kontrastieren. Ich schrieb den ganzen Tag, entsprechend breit – und ich meine geschafft, nicht unter Drogeneinfluss stehend – war ich am Abend, dem Abend des Dienstags, Wochentag zwei.

Am Mittwoch klingelte der Autorenwecker um fünf Uhr. Um sechs saß ich in der S-Bahn, auf dem Weg zum Flughafen Tegel, in Begleitung unserer ältesten Tochter, die ich für diesen Tag von der Schule hatte befreien lassen, um eine Jugendtheatervorstellung in Stuttgart anzuschauen und da niemand streikte, weder Piloten noch Lokführer, waren wir pünktlich zum Vorstellungsbeginn um 11:30 Uhr im Jungen Ensemble Stuttgart zur Vorstellung von „100m“.

Sie fragen sich vielleicht, ob das normal ist? Ist es nicht. Ich fliege normalerweise nicht für eine Vorstellung quer durch die Republik, um danach sechs Stunden mit dem Zug nach Hause zu fahren. Aber diese Vorstellung war eine besondere, es war die erste Inszenierung des Stückes, die Uraufführung also, es war ein Preisträgerstück, ich hatte in der Jury gesessen und im Mai 2014 die Laudatio gehalten. In der Laudatio hatte ich versprochen, zur Uraufführung zu kommen. Aber natürlich war ich ausgerechnet zum Termin unabhkömmlich, desto mehr stand ich in der Schuld, mir die Umsetzung des prämierten Stückes anzusehen.

Was ich am vergangenen Donnerstag in Stuttgart sah, war eine Stunde durchaus gutes Theater für jugendliche Zuschauer und dennoch vermochte die Aufführung nicht, den letzten bohrenden Zweifel an der Zukunftsfähigkeit der Kunstform Theater niederzuringen. Bei der Preisverleihung war ein Stück aus dem Stück gelesen worden, der Saal hatte gewackelt vor Lachen. Die jungen Jugendlichen bei der Aufführung lachten nicht einmal. Es blieb auch unklar, was sie überhaupt verstanden. Sie schienen mir gleichzeitig unter- und überfordert. Unterfordert von den begrenzten Mitteln des Theaters und überfordert von der unbegrenzten Ausdruckskraft dieser Mittel.

Auf dem Hinflug und der Rückfahrt las ich „The Circle“ von Dave Eggers. Auch das gehört zum Leben und Schreiben – das Lesen. In Eggers leicht futuristischem Roman über einen ultimativen Software- und Internetmonopolisten kommt die Hauptfigur Mae, eine Anfang Zwanzigjährige, neu in die Firma, tapst für uns durch alle Abteilungen und verfällt dem geheimnisvollen dritten Mann der Konzernspitze. Doch selbst als dieser sein eigenes Werk zerstören will, um die Menschheit zu retten, bleibt Mae, was sie schon 500 Seiten lang ist, ein dummes Huhn. Lesen Sie die finale Zweierszene. Gewaltige Monologe des Chefstrategen, kurze Einwürfe der Protagonistin. Hier hebt der Autor in Gestalt einer Figur den Zeigefinger, während wir, das Publikum, in Gestalt der Hauptfigur, belehrt und aufgerüttelt werden sollen. Ein Thesenroman, eine Warnutopie. Wenigstens keine Elternliteratur. Gegen 21 Uhr waren wir zu Hause.

Sie merken, wir sind am dritten Tag meiner Woche, und ich habe überhaupt noch gar nicht von Talent oder Begabung oder Inspiration sprechen können, bisher ist alles Arbeit und Schweiß, und selbst die eine Idee, mit der ich durch die Woche kommen wollte, hat sich noch nicht eingestellt.

Am Donnerstag, dem 11. Dezember, saß ich – nachdem alle vier Frühstücksdosen unterwegs waren – um kurz nach sieben am Schreibtisch und schrieb die Memoiren einer Frühstücksdose weiter und zu Ende, gegen 13 Uhr 46 war ich damit fertig. Für diese exakte Angabe möchte ich Ihnen einen Beleg präsentieren. Schauen Sie bitte, um 13 Uhr 47 habe ich per Onlineüberweisung ein Knöllchen wegen überhöhter Geschwindigkeit bezahlt. Um 13:47 hatte ich also das Schreiben beendet, denn während des Schreibens habe ich nur Open Office zum Schreiben und einen Browser zum Recherchieren geöffnet. Überweisungen, Mails und Online-Shopping mache ich erst, wenn ich platt bin vom Schreiben und aufhören muss.

Um 21 Uhr 15 schickte ich den Text per E-Mail nach Düsseldorf. Ich schrieb dazu: „Liebe Ariane, ich wünsche mir, dass du diesen ersten Entwurf über David Graham in die Klasse gibst, dass die Kinder ihn lesen und nochmal lesen und vielleicht, nein bestimmt, hat jeder noch eine kleine Idee, was die Frühstücksdose erleben oder sich ausdenken oder sich wünschen kann. Oder andere Szenen, das Leben ist ja bunt und Kinderköpfe sind Kaleidoskope.“

Einen Tag später kam die Antwort: „Lieber Thilo, ich habe Deinen ersten Entwurf auch schon an Herrn Graham weitergereicht. Ich denke, es ist genau richtig, jetzt schon die Kinder beim Schreiben der Geschichte mit einzubeziehen, denn das ist ja das Tolle an dem Thema: Jeder hat eine Story rund um seine Brotdose parat.“

Der Abend des Donnerstags war dann, nachdem ich den Text mit der Mail abgeschickt hatte, ein normaler Abend bei uns zu Hause. Irgendwann im Laufe der Unterhaltung mit meiner Frau kam ich auf die bevorstehende, nämlich auf diese Vorlesung zu sprechen und hörte mich sagen: „Ich habe keine Ahnung, was ich da sagen soll. Ich hatte einfach keine Zeit, darüber nachzudenken, guck dir die letzte Woche mal an.“ Und ich ging im Kopf die Termine und Ereignisse der letzten Woche durch.

Und damit war sie geboren, die Idee der Woche, am Donnerstagabend, irgendwann zwischen 21 Uhr 15 und 22 Uhr 43. Denn um diese Zeit ging auf dem Weg ins Bett ein letztes Mal am Rechner vorbei und empfing folgende Mail: „nein, das ist nicht ganz weit draußen. sondern ganz nett gelegen . . . der richtige teil der stadt jedenfalls :) von dort in die franckeschen stiftungen gehts immer nur gradeaus.“ Die Mail kam von Lina Wunderlich, wir treffen sie später.

Und dies war die Idee, die ich jetzt ein zündende Idee nennen möchte: Ich würde Ihnen einfach die letzten sieben Tage vor diesem Termin hier schildern. Da ich praktisch unablässig gearbeitet hatte, würde im Verlaufe einer Autorenwoche wohl hier und da ein Stück Poesie oder Poetik aufscheinen, ohne dass ich es herbeibeten musste. Es war außerdem eine Gelegenheit für mich, innezuhalten und zurückzuschauen, wenigstens auf eine Woche und mir – vielleicht – über das eigene Tun etwas klarer zu werden. Ich war geradezu begeistert von meiner wirklich wunderbaren Idee. Ich musste nicht theoretisieren, sondern konnte einfach aufschreiben, was passiert war bzw. was noch passieren würde, denn Freitag, Samstag und Sonntag lagen ja noch vor mir.

Sie merken jetzt, warum mein Beruf der schönste ist. Wenn ich die richtige Idee habe, kann ich machen, wozu ich sowieso Lust habe, kriege das sogar bezahlt und obendrein gilt es als Kunst. Was Sie später machen werden, wird auch bezahlt und ist auch eine Kunst. Was Sie mit sich zu klären haben, ist, ob Sie dazu täglich Lust haben. Da das, wie ich aus eigenem Erleben und Miterleben berichten kann, nicht durchgängig der Fall ist, habe ich den schönsten, Sie dagegen den zweitschönsten Beruf. Dafür ist Ihrer wichtiger als meiner, ich komme darauf zurück.

Der nächste Tag, Freitag. Aufstehen sechs Uhr, Frühstücksdosen machen, Sie kennen das mittlerweile, sieben Uhr Arbeitsbeginn. Ich schrieb den ganzen Tag an dieser Vorlesung. Um 16 Uhr fuhr ich nach Berlin, dort sollte ich um 17 Uhr das Adventskalendertürchen in einer Kinderbuchhandlung sein und 20 Minuten lesen. Ich hatte vor, die Weihnachtsgeschichte aus den „Goldgören“ zu lesen, in der es darum geht, ob es den Weihnachtsmann wirklich gibt. Die Kinder in der Buchhandlung waren zwischen vier und sieben. Ich entschied mich, die Weihnachtsmannfrage den Eltern zu überlassen und statt dessen eine Geschichte zu lesen, die ursprünglich „Einschulung an Weihnachten“ heißen sollte.

In dieser Zwilling-Geschichte wird der Junge eingeschult, während das Mädchen noch ein Jahr in den Kindergarten gehen soll. Aber dann geht sie eines Tages für ihren Zwillingbruder zur Schule – und bringt natürlich alles durcheinander. Die Kinder – und auch ihre Eltern – in der Kinderbuchhandlung hätten wohl auch die ganze Geschichte angehört, aber mittendrin schlug das Adventskalendertürchen zu. Die Buchhändlerin verkaufte zwei Exemplare, ich verdiente, Sie wissen Bescheid, einen Euro, fuhr nach Hause und wurde auf der Stadtautobahn geblitzt: Schöne Grüße von hier aus an den Polizeipräsidenten von Berlin!

Am Abend gingen meine Frau und ich essen und ich kann hier leider nicht verraten, wohin. Ich kann nur sagen, dass wir von 20 Uhr bis 22:30 im Restaurant waren und danach bis 2 Uhr über das Essen geredet haben. Meine Oma pflegte auf die Frage, was es zu essen gibt, zu schnauzen: Was Warmes auf'n kalten Teller! Das schien ihr eine unverrückbare Konstante der Küche zu sein. Seit Freitagabend weiß ich, das stimmt so nicht. Auch mein persönliches Mantra, Essen macht Spaß, viel Essen macht viel Spaß, wurde gestern atomisiert. Aber ich schweife ab, Sie studieren auf Lehramt, nicht auf Kochmütze.

Der nächste Tag, Samstag. Aufstehen – halb acht. Verstehen Sie das bitte nicht falsch, es handelt sich bei mir nicht um präsenile Bettflucht oder um ein urologisches Problem, ich kann ausschlafen! Nur an diesem Samstag nicht, da musste ich diese Ihre Vorlesung zu Ende schreiben. Am Abend ging ich mit meiner ältesten Tochter zum Konzert, Berlin Columbiashalle, es spielte die – nach eigener Aussage – bekannteste unbekannteste Band der Welt: SDP, bitte mal das nächste Bild und gleich das nächste, und obwohl die Vorlesung „Poesie und Poetik“ heißt und nicht „Melodie und Rhythmus“, sage ich: Ton ab, 2 Minuten 50.

Inzwischen sind wir beim letzten Tag vor heute, beim Sonntag, gestern. Gestern hatte ich meinen ersten Termin um 16 Uhr – Abfahrt nach Halle. Für den Abend war ich dort – hier – mit Lina Wunderlich verabredet, von der ich, Sie erinnern sich, die Abendmail empfangen hatte. Lina Wunderlich hat mich – und viele andere Autoren in vielen anderen Bundesländern – das ganze Jahr 2014 von Halle aus beim Projekt „Autorenpatenschaften“ unterstützt und begleitet. In meiner Autorenpatenschaft habe ich mit 25 Kindern der 4. und 5., später 5. und 6. Klassen in zweiwöchentlichem Rhythmus Schreibwerkstätten durchgeführt, wobei wir nicht nur geschrieben haben, aber sehen Sie selbst eine kleine Dia-Show, aus der ohne viele Worte hervorgeht, wie wir gearbeitet haben.

Man könnte die ganze Autorenpatenschaft auch als eine große intensive Autorenbegegnung sehen. Was ich nicht tue, denn „die inhaltliche Ausgestaltung der Maßnahme darf sich nicht mit bisherigen Projekten des jeweiligen Bündnispartners decken“, warnt der Konzeptzeigefinger. Und doch: Es ist die wiederholte persönliche Begegnung von Autor und Adressaten, die aus den Werkstätten einen Erfahrungsraum macht. Und dann liegt es nicht zuerst an meiner „Kompetenz als professioneller Literat“, die mir das Konzept zuschreibt, sondern mehr am fortgesetzten Für-die-Kinder-da-Sein, wenn sie am Ende von Literatur etwas mehr halten als zu Beginn der „Maßnahme“.

Und jetzt, meine sehr geehrten Damen und Herren, biege ich auf die Zielgerade dieser Vorlesung. Sie ahnen schon, worauf ich hinaus will. Ich habe Ihnen dargelegt, warum mein Beruf im Ranking aller Berufe vor Ihrem liegt. Aber ich bin Ihnen noch die Begründung schuldig, warum Ihr Beruf wichtiger ist als meiner. Es ist ganz einfach: **Ich bin kurz da. Sie sind lange da.**

Ich lande wie ein Ufo des Kulturbetriebs auf dem Schulhof der Realität, steige aus meinem Raumschiff und erzähle den Kindern etwas aus einer fremden Galaxie, nämlich meiner. Dann versuchen wir uns zu verständigen und schon gehe ich zurück an Bord und schwebe davon. Sie

aber, die Lehrerinnen und Lehrer von morgen, Sie sind täglich für die Kinder da. Sie prägen die Kinder. Sie bringen Ihnen auch Sachen bei, klar, Lesen, Schreiben, Rechnen, sicher, aber viel wichtiger als alle Kenntnisse, die Sie vermitteln müssen und werden, ist der Einfluss, den Sie mit Ihrer Persönlichkeit auf die Kinder haben.

Ich könnte das jetzt einengen auf die Bedeutung, die Sie für die Literaturvermittlung und Leseförderung haben, Ansteckung qua Begeisterung, aber diese Anwendungen können Sie selbst machen. Die Autorenpatenschaften gehen schon den richtigen Weg: kontinuierliche Arbeit, wiederholte Begegnung. Aber nach einem Jahr zieht die Förderkarawane weiter. Wer aber bleibt, das sind Sie.

Ich habe 2008 für ein halbes Jahr eine dritte Klasse als Klassenlehrer betreut. Die Klasse galt als schwierig. Am Ende sind wir zusammen auf Klassenfahrt gegangen und konnten uns aufeinander verlassen. Die Kinder sind jetzt 10. Klasse und alle erinnern sich an mich, die meisten ganz gut. Von einem auch nur annähernd vergleichbaren Einfluss kann ich als Schriftsteller nur träumen. Sie haben meinen Umgang mit dem Schriftsteller Dave Eggers, mein Jahrgang übrigens, vorhin erlebt. Gelesen, Kopf geschüttelt, Bemerkung gemacht. Aus, Ende.

Als Schriftsteller ist man ein Funkeln, hell und schnell vorbei, eine Wunderkerze, wenn Sie so wollen. Ein Lehrer dagegen ist eher wie Glut, nicht flackernd, aber kraftvoll und kann jederzeit andere entflammen. Pathetisch, oder? Voll episch, würde meine Tochter sagen. Aber doch die Wahrheit. Oder wenigstens ein Weg, eine Wahrheit auszudrücken. Ich wollte diese Vorlesung ursprünglich an meiner Frau ausprobieren, aber nachdem ich diese Stelle geschrieben hatte, hab ich das aufgegeben; sie hätte den Absatz wegen Lobhudelei gestrichen.

Aber Ihnen wollte ich unbedingt mit auf den Weg geben, dass Sie zwar nur den zweitschönsten, aber dafür den wichtigsten Beruf für Kinder ergreifen werden. Ich gratuliere Ihnen dazu und beende damit meine Vorlesung, die zwar „Poesie und Poetik“ im Titel hatte, aber gefüllt war mit nichts als Handwerk und Fleiß – und mit einer einzigen ... Moment. Mit einer einzigen Idee gefüllt war, wollte ich sagen, und es wäre ein prima Schlusswort gewesen.

Aber nein. Mir ist im Verlauf der Niederschrift, seit Freitagfrüh saß ich und tippte, eingefallen, was am vorigen Donnerstag geschehen ist, außerhalb meiner Autorenwochenschau. Als ich morgens am Theaterhaus Frankfurt ankam, stand der bekannte Dichter und erfahrene Dozent Oliver Bukowski schon rauchend vor dem Eingang. „Mann“, rief er, „immer dieselben Fressen!“ Ich sagte: „Ich freu mich auch, dich zu sehen.“ Und stellte mich dazu. Im Verlauf unseres Gespräches jammerte ich ihm von dieser Vorlesung vor und dass ich keine Ahnung hätte, was ich sagen sollte. Oliver Bukowski aschte ab und sagte drei Worte: „Erzähl von dir.“

Und erst im Verlauf der Niederschrift dieser Vorlesung wurde mir klar: Gehört hatte ich die drei Worte, aber nicht verstanden. In den Tagen danach sah ich ein Dutzend Theaterstücke, deren tausende und abertausende Worte Bukowskis drei Worte unter sich wie begraben. Aber eine Woche später, auch an einem Donnerstag, fanden diese drei Worte unter all dem Wortschutt hervor und drängten – als meine eigene wunderbare Idee verkleidet – in die Wirklichkeit meiner bis dahin ideenlosen Autorenwoche.

Sie sehen, ich hatte in den letzten sieben Tagen in Wahrheit nicht eine einzige eigene Idee. Ich bin nur mit Handwerk und Fleiß durchgekommen. Insofern danke ich nochmals für die Einladung zur Vorlesung, aber bei mir ist nichts mit Poesie und Poetik, es ist alles Handwerk und Fleiß.